

34. Jahrgang.

Konstantinopol, 30. Aug. (28. T. B.
Nichtamtlich.) Hauptquartiersbericht vom 29. 8.:
Von der Trafont und der perfischen Front
ist nichts zu melden. An der Kaukasus-
front wurden auf dem rechten Flügel Gegen-
angriffe, die der Feind in verschiedenen Ab-
schnitten unternahm, um unser Vordrängen aufzu-
halten, mit Verlusten für ihn zurück ge-
schlagen. Im Centrum werden die Schanz-
arbeiten des Feindes durch unser Artilleriefeuer
zerstört und seine Schützengraben vernichtet. Auf
dem linken Flügel nur heftiges Infanteriefeuer-
gefecht. Ein feindlicher Flieger, der von Imbros
ausgestiegen war, am Sedd ül Bahr zu über-
fliegen, wurde durch unser Feuer vertrieben. An
der Südküste des Tiheseu war ein feindlicher
Monitor etwa 20 Geschosse gegen zwei Punkte,
ohne eine Wirkung zu erzielen, und zog sich da-
auf zurück. Von den übrigen Fronten ist nichts
Wichtiges zu melden. Der Bize-Generalissimus:
Enver.

Eine treffende Antwort Oesterreichs an Rumänien

Wien, 30. Aug. (M. T. B. Nichtamtlich.) Zu der Note, mit der die rumänische Regierung die rumänische Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn begründet, verbreitet das R. K. Telegraphen-Korrespondenz-Bureau nachstehende Bemerkungen:

Unsere Öffentlichkeit wird für die hier wiedergegebenen Stilllegungen der kaiserlichen Vertreter die richtige Einschätzung finden und erkennen, daß sich die rumänische Kriegserklärung als ein ungeheures Plagiat der italienischen darstellt. An Erdarmlichkeit der Gefinnung gleicht eben der Judas im Sölden dem im Südwesen, und wenn man durchaus einen Unterschied in der Stilistik beider konstatieren will, so liegt er nur darin, daß Italien seinen vorbedachten Treubruch mit dem von allerseits gefälligen machiavellistischen Phrasen motivierte, während die blumige Form der rumänischen Denunziationen das deutliche Gepräge des nur von einer Lähne europäischer Kultur überdeckten trans-larpathischen Kojarentums aufweist.

Wir wollen uns nur mit einigen Bemerkungen zu dem rumänischen Schriftstück äußern. Herr Voranbar — wir nennen hiermit diesen Namen, dem wir früher in der Führung der rumänischen Politik selten begegnet sind, für die Rumänien an — muß in der Einleitung zugeben, daß die Allianz der Zentralmächte, der sich Rumänien angeschlossen — mit dem Dreibund als solchen hat Rumänien bekanntlich nichts zu tun, — einen eminent friedlichen Charakter hatte. Wahrheitsgemäß hätte der rumänische Minister des Äußeren hinzufügen müssen, daß Rumänien diesem Friedensbündnis, dem er durch mehr 30 Jahre angehört, eine gesicherte Existenz, eine geachtete Stellung in Europa und eine aufsteigende politische und wirtschaftliche Entwicklung verdankt. Wenn in dem Dokument, anscheinend auf die Periode der Balkankriege, gesagt wird, daß Rumänien berechtigt gewesen sei, eine andere Haltung des Wiener Kabinetts zu erwarten, so mag als Gegenbeispiel der damalige Regierungschef Majorescu herangezogen werden, der seinerzeit im Dezember 1913 im rumänischen Parlament ausdrücklich der Rede entgegentrat, als ob Oesterreich-Ungarn nicht jederzeit voll und taufkräftig für Rumänien eingetreten wäre. Daß Rumänien es vorzog, statt durch eine ausgleichende Tätigkeit die Herstellung eines gerechten, dauer verbleibenden Zustandes am Balkan zu fördern, an dem zu Boden liegenden Bulgarien Erpressung zu verüben, konnten wir natürlich nicht aufheben.

Wanz nach italienischem Vorbild versucht die rumänische Regierung die Weigerung Rumäniens, bei Ausbruch des Konfliktes zwischen den Zentralmächten und Rußland seine Bündnispflichten zu erfüllen, damit zu rechtfertigen, daß das Vorgehen der Monarchie mit dem friedlichen und konservativen Charakter der Allianz im Widerspruch gewesen wäre. Wir brauchen hier nicht neuerlich auf die bereits weltbekannte gewordenen Tatsache hinzuweisen, daß die von Rußland patronisierten Provokationen Serbiens dazu bestimmt waren, unsere Langmut zu erschöpfen und uns den Kampf um die Integrität der Monarchie auszulösen. Bündnisse werden nicht allein für die sonnigen Tage des Friedens, sondern auch für die ersten Tage kriegerischer Bedrohung geschlossen. Rumänien, das die Segnungen der Allianz während einer dreißigjährigen Friedensperiode genossen, hat sie verweigert, als es galt, im Ernstfalle für sie einzutreten.

Daß Rumänien aber bis jetzt wenigstens neutral geblieben ist und seinen Überfall auf die Monarchie bis zu diesem ihm günstig erscheinenden Moment verschoben hat, will es damit erklären, daß Rumänien unseren Versicherungen geglaubt habe, wonach wir keine territorialen Erwerbungen beabsichtigten, daß es jetzt aber eines anderen belehrt sei. Woher weiß Herr Voranbar, daß wir uns so geändert haben? Glaubte er, daß das Vordringen in Feindesland die Absicht von Amerikern involviert, und hat er nicht davon gehört, daß die Befestigung feindlicher Gebiete das natürliche Ergebnis erfolgreicher militärischer Operationen ist? Den Vorwurfsfleck glaubt Herr Voranbar in dem letzten Absatz seiner

Schmähchrift abzuwaschen, in welchem er den Versuch macht, über die inneren Verhältnisse der Monarchie zu Gericht zu sitzen.

Dieser Versuch ist umso unverständlicher, als seine Behauptungen über die Behandlung des rumänischen Volkstammes in der Monarchie lügenhaft sind. Es gibt keinen Rumänen, der nicht wüßte, daß die kulturelle Renaissance des Rumänentums gerade von jenen Gebieten ausging, in welchen das rumänische Element angeblich unterdrückt und verfolgt wird. Die rumänischen Staatsmänner täten besser, sich um das Schicksal ihrer eigenen Landbevölkerung zu kümmern, die im Zustande des Despotismus und des Analphabetismus ein menschenunwürdiges Dasein führt. Verweirte die Rumänen des unglücklichen rumänischen Bauernstums mühten sich noch vor wenigen Jahren im Strömen von Blut erstickt werden die Reform, die der Justizrat der rumänischen Demokratie seinen eigenen Landvolken verleiht, stehen bekanntlich heute noch auf dem Papier.

Denn schließlich die rumänische Regierung das Schicksal der Bukowina bedauert, wo die neuen kaiserlichen Bundesgenossen Herrn Bratianscu die rumänische Bevölkerung drangsalierten, so mühte es dem rumänischen Minister besser an, über die Zukunft seines eigenen Landes Betrachtungen anzustellen, daß er mühsam allen Schrednissen eines unendlich begonnenen Krieges auslieferte. Die Sorge für die Verteidigung unserer Gebiete muß er getrost unseren tapferen Heeren überlassen, die den alten, wie den neuen Eindringlingen den Weg hinaus mit Nachdruck zu zeigen wissen werden.

Die kaiserlichen Kabinettsordres

Berlin, 30. Aug. (M. T. B. Nichtamtlich.) Die allerhöchsten Kabinettsordres, mit denen Seine Majestät der Kaiser den Wechsel in der Besetzung der Stelle des Chefs des Generalstabes des Heeres anordnete, haben folgenden Wortlaut:

An den General der Infanterie v. Falkenhahn, Chef des Generalstabes des Heeres, Großes Hauptquartier, 29. 8. 1916.

Mein lieber General von Falkenhahn!

Indem ich Ihrem Wunsch um Enthebung von Ihrer bisherigen Stelle nicht entgegen sein will, nehme ich Veranlassung, Ihnen aus vollem Herzen zu danken für die Energie und Pflichttreue, mit der Sie in mehr als zwei Jahren Ihres schweren und verantwortungsvollen Amtes unter entgangenen Umständen Ihre Kräfte und Ihre Person gewaltig haben. Daß Sie insbesondere an taufkräftiger und vorausschauender Arbeit, in unermüdlichem Schaffensdrange für die Armee und das Vaterland geleistet haben, soll Ihnen nicht vergessen werden. Die volle Würdigung Ihrer Leistung im Kriege an der Spitze des Generalstabes erworbenen Verdienste wird aber einer späteren Zeit vorbehalten sein müssen. Wir persönlich sind Sie ein treuer und fester Berater gewesen; in Dankbarkeit hierfür begleiten Sie meine besten Wünsche für die Zukunft, und verleihe ich Ihnen Kreuz und Stern der Großkomture des königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern.

Sie bezeichnen Ihr bisheriges Gehalt aus dem Staatskapitel für Offiziere in besonderer Stellung, bis ich über Ihre anderweitige Verwendung eine Entscheidung getroffen habe.

gez. Wilhelm R.

An den Generalfeldmarschall v. Benedeksdorff und v. Hindenburg.

Ich erneue Sie zum Chef des Generalstabes des Heeres und bin überzeugt, daß ich diese Stellung in keine besseren Hände legen kann. Ich erwarte mit Vertrauen, daß Sie meiner Armee und dem Vaterlande die erdenklich besten Dienste in dieser Stellung leisten werden. Erneut benutze ich diesen Anlaß, um dem siegreichen Führer unserer Offiziere warmen Dank zu sagen für alles das, was er während zweier Kriegsjahre für das Vaterland geleistet hat.

Großes Hauptquartier, den 29. August 1916.

gez. Wilhelm R.

An den Generalleutnant Lubendorff.

Ich erneue Sie unter Beförderung zum General der Infanterie zum ersten Generalquartiermeister mit den Gehaltsziffern eines Kommandierenden Generals und werde Ihnen bei dieser Gelegenheit warmen Dank für die vortrefflichen Dienste aus, die Sie während zweier Kriegsjahre für und der Armee geleistet haben.

Großes Hauptquartier, 29. August 1916.

gez. Wilhelm R.

Beförderungen für unsere Front

Aus Genf wird gemeldet: Der Kriegsbefehlshaber der „Daily Mail“ beim russischen Heer meldet, daß die Deutschen und Oesterreicher trotz der Erfolge der Russen in Galizien und der Bukowina heute stärker an Zahl seien als zur Zeit des Beginnes der Offensive des Generals Brusilow. Allein an Oesterreichern seien 400,000 Mann Verstärkungen eingetroffen.

Ein deutscher Einspruch zur grauenhaften Lage der Kriegsgefangenen in Rußland

Unter der Überschrift: Dantes Hölle in Rußland! schreibt die „Nordd. Allg. Ztg.“: Alle Schreden, alle schauerhaften Schilderungen über die Lage der Kriegsgefangenen in Rußland werden übertroffen durch einwandfreie Berichte, die von wenigen glücklichen, an Orten des Grauens entflohenen Gefangenen erzählt werden und erst unlängst zur Kenntnis der deutschen Regierung gelangt sind. Preisgegeben schändlichen Missetatungen von Unternehmern, nicht bewacht, sondern wie Sklaven geknechtet von unkultivierten Horden von Tschernschen und Kosaken, gehen in den Distrikten an der Donez-Ruman-Gisenbahn und im Gouvernement Bielsa Tausende von deutschen und österreichischen Kriegs- und Zivilgefangenen unter so grauenhaften Umständen dem sicheren Tode entgegen, daß der menschliche Geist sich weigert, diesem Blend sich eine Vorstellung zu machen. Die deutsche Regierung hat gegen diese furchtbaren Zustände bei der russischen energisch Einspruch erhoben und unverzüglich Abstellung gefordert.

Das neue Armeeverordnungsblatt enthält folgende Allerhöchste Verordnung:

Auf den mit gehaltenen Vortrag bestimmte ich, daß die Vollstreckung aller Strafen, die während des gegenwärtigen Krieges von einem Militärgericht des Preussischen Kontingents, vom Gouvernementsgericht Ulm, von einem Marinegericht oder von einem preussischen bürgerlichen Gericht gegen französische Kriegsgefangene — Militär- und Zivilpersonen — wegen einer vor oder nach der Gefangennahme bis zum 1. September 1916 einschließlich begangenen Straftat verhängt worden sind, oder noch verhängt werden, bis zum Friedensschluß auszuheben ist. Sie haben hiermit das Weitere zu veranlassen.

Großes Hauptquartier, den 24. August 1916.

Wilhelm.

Zur Ausführungsbefestigung des Kriegsministeriums entnehmen wir folgendes:

Die durch den Erlass verfügte anabemweise Auslegung der Strafvollstreckung beruht auf einem mit der französischen Regierung getroffenen, die Gegenseitigkeit vererbenden Abkommen. Auf Disziplinarkraften besteht sich das Abkommen nicht, sie sind mithin zu vollstrecken. Alle am 1. September 1916 in einer militärischen Strafanstalt zur Strafvollstreckung befindlichen französischen Kriegsgefangenen sind im Laufe dieses Tages aus der Strafanstalt zu entlassen und in das Kriegsgefangenenlager in Kottbus (Stolow) überzuführen.

Der Siegespreis für die Senegaleser

In der Sommerschlacht gefangene Senegaleser haben sich sehr beachtend über ihre Teilnahme am Kriege geäußert. Man hatte ihnen, und zwar haben das Offiziere des zitierten Bolles der Franzosen getan, als Siegespreis eine weiße Frau versprochen. In Deutschland gäbe es sehr schöne, weiße Frauen, besonders viele blonde. Deutschland liegt gleich hinter den Schützengräben der Deutschen; anderen hat man gesagt, Deutschland liege ganz nah, es fange gleich hinter dem breiten Fluße (der Somme) an. Die weiße Frau könnten sie sich selbst aussuchen. Das haben die schwarzen „Kultur-

Kämpfer“ übereinstimmend bejaht, so daß Zweifel darüber besteht, daß ihnen „die Frau“ in hinlänglich form von ihren militärischen Vorgesetzten versprochen worden ist.

Hertling über die L

Die „B. Z.“ gibt ein Gespräch wieder, das der bairische Ministerpräsident Graf Hertling dem amerikanischen Korrespondenten Karl von Bigand gewährt hat. In sehr ausführlichen Unterredungen äußert Graf Hertling zunächst zuversichtlich über die Kriegslage und fügt hinzu, daß auch das treuen Rumänien in den Krieg nicht einwirkend wirken könne. Er betont, daß der reiserfolg vollkommen gesichert sei und daß die Erweiterung der Landsturm nicht in Aussicht steht. Auch die Gefangenenfragen sind kein Gegenstand der Verhandlungen, und wenn auch manche Mängel vorliegen, so muß man bedenken, daß Deutschland vor bisher unerhörten Aufgaben gestellt ist. Die Kriegsgefangenen Italiens und Rumäniens waren nicht inmitten, die Stimmung in Deutschland wesentlich zu beeinflussen, sondern stark betonte Graf Hertling die Gefangenen der deutschen Gefangenen. Wenn man die Gefangenen auf einen Zwiespaß zwischen den beiden Staaten rechnen, werden sie eine Enttäuschung erleben. Ueber die letzte Lage des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten befragt, sagte Graf Hertling, die Veranlassung dafür war der begabte Wunsch, über die gesamte politisch-militärische Lage samt allen anderen Fragen, die zur Öffentlichkeit so lebhaft bewegen, Reichsfürsänger nähere Mitteilungen zu erteilen. Dies ist ja auch in reichstem Maße geschehen. Ich kann wohl sagen, daß so etwas und so ausführlich noch nie alle einschlägigen Angelegenheiten besprochen wurden als bisher einmal und damit gewinnt auch die Tatsache, daß besonders an Bedeutung, daß sich die sachverständigen leitenden Minister der verschiedenen vertretenen Regierungen für diesen vom Reichsfürsänger geführte Besprechungstisch ausgesprochen haben. Einziges Fehlen der Politik des Kanzlers in der U-Bootfrage warf der Korrespondent ein. „Ja, einschlägig“, antwortete Hertling, „zu Washington ist man, soviel als möglich, etwas beunruhigt durch Berichte, wenn man Deutschland die Wiederaufnahme des in der Pariser Konferenz U-Bootkrieges in Erwägung zu stellen. Ich habe bisher davon nichts gehört und glaube, ich würde davon wohl benachrichtigt, wenn ein solches Vorgehen in Erwägung gezogen worden wäre.“ Bigand fragte anschließend nach den Kriegszielen und die Bedingungen, unter denen Deutschland bei Graf Hertling erwiderte: Das Bestreben Deutschlands, die Unabhängigkeit des deutschen Volkes, seine zukünftige Sicherheit in überlieferten friedlichen Entwicklung seiner ökonomischen, industriellen und politischen Verhältnisse; das Bestreben Deutschlands, das ist es, was das deutsche Volk verteidigt. Dafür muß Deutschland sein bestes Blut hin, dafür kann es sein. Wir wünschen nicht irgendeine Ration zu vernichten oder irgendeine Ration zu vernichten. Wir kämpfen für Heimat und Freiheit. Wir müssen und werden kämpfen, solange England das klar betonte Ziel beibehalten, das deutsche Volk zu vernichten und uns zum Diktator vorzuführen zu machen, wie unter der Regierung werden soll.

Dann sind Excellenz wohl der Meinung, daß auf ein Kriegsende in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist? Wenn man die letzten leitenden Männer in England sieht, wäre man ja geneigt, diese Frage unbedingt zu verneinen. Insbesondere was sich die öffentlichen Staatsmänner bis in die jüngste Zeit der Behauptung der Sprache um gegenwärtig haben, übersteigt alles bisher Bekannte. Einem Minister Aquilotti, einem Herrn Grev hätte ich solche Schimpereien nicht antraut. Ich hatte eine andere Auffassung englischen Staatsmännern. Aber ich gebe nicht auf. Ich möchte glauben, daß ein Zeichen dafür ist, daß unsere Feinde den von mir angeführten Tatsachen unserer Kriegs- und Wirtschaftslage nicht verschließen können und endlich zur Einsicht gelangen werden.

Der Balkan in Waffen

Ein Roman aus der Gegenwart von H. G. Gade. (Hauptstadt verlesen.)

Der Wagen setzte sich in Bewegung und nach dem er um die nächste Straßenecke gebogen war, gab er dem Fahrer die Order, nicht zum Bahnhof, sondern zum „Bera-Place-Hotel“ zu fahren.

Der Mann auf dem Bod schüttelte wohl ein wenig den Kopf, doch sprach er kein Wort und fuhr dem angegebenen Ziele zu. Dort angekommen, ließ sich Cyrill in ein Zimmer anweisen und infizierte sich dort als Gast des Hauses.

Cyrill warf sich auf ein Fauteuil nieder und überlegte, was er nun tun sollte. Das erste war, daß er Bogisch telephonieren wollte, um ihn zu verständigen, daß sein Verbot gegen den Armenier vollkommen gerechtfertigt gewesen war. Er wußte wohl, daß Bogisch kaum wieder zu Hause kommen würde, aber immerhin wollte er ihn vor dem falschen Armenier warnen, der möglicherweise seine Spionage im Hause Bogisch fortsetzen wollte.

Bogisch eilte er an des Telephon des Hotels und klingelte die Firma Fratelle Bogisch an.

„Kann ich den Herrn Bogisch sprechen?“

Der Bediente verband ihn sofort mit seinem Chef.

„Hier Behrend, Constantin Behrend!“ sagte Cyrill mit Nachdruck.

„Hier Bogisch! Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen!“

„Ich war doch vor einer Stunde erst bei Ihnen, in der bekannten Angelegenheit — Sofia!“

Cyrill wartete den Effekt seiner Anrede ab, jedoch Bogisch blieb nach wie vor verständnislos und reagierte nicht weiter.

„Aber, Herr Bogisch — ich verstehe wirklich nicht“, fuhr Cyrill fort. „Der Zwischenfall mit dem Armenier.“

„Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, Herr Behrend“, erwiderte nun Bogisch, „so kommen Sie selbst zu mir.“

Cyrill fuhr überrascht vom Apparat zurück.

Er konnte sich die merkwürdige Antwort Bogisch nicht erklären.

„Ich denke, ein telephonisches Gespräch ersetzt das vollkommen!“

„Ich muß mein Ersuchen wiederholen“, sagte Bogisch bestimmt. „Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so kommen Sie selbst zu mir, am besten sofort.“

„Das finde ich aber merkwürdig“, entgegnete Cyrill.

Diese Merkwürdigkeit werde ich Ihnen schon erklären, kommen Sie nur schleunigst zu mir. Schluß!“

Kopfschüttelnd läutete Cyrill das Gespräch ab und ging auf die Straße. Er nahm einen Wagen und fuhr wieder zu Bogisch — er mußte wissen, was sein sonderbares Benehmen am Telephon eigentlich zu bedeuten hatte.

In einer Viertelstunde war er an Ort und Stelle und ließ sich bei Herrn Bogisch melden.

Dieser eilte ihm aus seinem Kontor entgegen und schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Also waren Sie es wirklich selbst?“ rief er Cyrill entgegen.

„Wer denn soll es gewesen sein?“ erwiderte dieser erstaunt.

„Sie scheinen noch kein übertrieben schlauer Diplomat zu sein, wenigstens sind Sie lange nicht so vorsichtig als ich“, lachte Bogisch, nachdem er die Türe seines Privatbüros hinter ihnen geschlossen hatte.

Cyrill sah ihn noch erstaunter an, während Bogisch fortfuhr:

„Wenn man in geheimer Mission ist, lieber Freund, darf man sich auf das Telephon nicht verlassen, wenigstens bei uns in Konstantinopel nicht. Die Drähte haben Ohren, die Bänder auch und darum hätte ich auf keinen Fall mit Ihnen das Gespräch geführt, das Sie mit mir anknüpfen wollten. Es könnte wieder ein Armenier am Apparat sein!“

Nun verstand Cyrill Bogisch begründete Vorsicht.

„So weit dachte ich allerdings nicht“, sagte er, „doch Sie haben ganz zweifellos recht, um

so mehr, als jener Armenier tatsächlich der russische Agent Polubow war.“

„Sind Sie davon überzeugt, Herr Hauptmann?“

„So sehr, wie ich eben meinen Augen trauen darf! Ich habe den Armenier nach seinem Weggehen von hier verfolgt und nach langem Hin- und Herziehen durch zahllose Straßen verschwunden er in einer Wadenklopf!“

„Ah!“ rief Bogisch überrascht aus. „Und Sie erwarteten ihn vor derselben?“

„Gewiß! Meine Geduld wurde auch glänzend belohnt, denn, statt des Armeniers kam bald der leibhaftige Herr Polubow heraus — das selbe Gesicht, der schwarze Bart und das lange Haar waren weg!“

„Das ist wirklich ganz romantisch“, rief Bogisch aus. „Und Sie meinen, dieser Polubow spioniert Ihnen nach?“

„Ich bin davon überzeugt, wenn es mir auch ein Rätsel ist, wie er überhaupt von meiner Reise und meiner Aufgabe etwas erfahren konnte. Schon auf dem ersten Weg zu Ihnen war er mir auf den Fersen!“

„Sehr merkwürdig, in der Tat“, rief Bogisch aus, „und was gedenken Sie gegen ihn zu tun?“

„Vorläufig habe ich unter gemeinsamen Hotel verlassen und bin nach Bera Palace übersiedelt.“

„Damit haben Sie gerade nicht viel gewonnen“, sagte Bogisch lächelnd, „wenn er sein Augenmerk auf Sie geworfen hat, wird er Sie dort bald eruiert haben und Ihnen weiter zu folgen wissen.“

„Aber gar so leicht will ich es ihm nicht machen“, erwiderte Cyrill.

„Daher Sie selbst gesehen?“ erwiderte Bogisch.

„Ganz bestimmt nicht“, entgegnete Cyrill. „Ich war sehr vorsichtig.“

„Und was wollen Sie nun gegen ihn tun?“

Cyrill sah übercast auf Bogisch, der ihn lächelnd anblickte.

„Ich werde weiter vor ihm in Acht nehmen“, sagte Cyrill etwas betreten.

„Damit werden Sie nur Zeit verlieren, die

Sie besser Ihren eigentlichen Arbeiten widmen können, Herr Hauptmann! Ich sehe, Sie haben mehr Solbat als Diplomat und gerade als Soldat sollten Sie robuster vorgehen!“

Tragend sah Cyrill sein Gegenüber an.

„Den Mann unabsichtlich machen?“ rief Bogisch.

„Aber ich kann doch nicht...“

„Sie brauchen nicht gleich an Mord zu denken, Totschlag zu denken, obwohl dies hier zu Lande gerade nichts Unmögliches wäre. Aber es ist nicht nötig, wenn Sie den Mann in anderer Art unschädlich machen, wenigstens soweit es Sie betrifft.“

„Wie meinen Sie das, Herr Bogisch?“

„Nun, das ist wohl sehr einfach! Dieser Trop Polubow wird Sie zweifellos weiter verfolgen und da er einmal eine Spur von Ihnen hinterlassen hat, wird er bald wieder zu Ihnen kommen.“

„Wenn auch in anderer Gestalt — hier?“

„Nein, Sie nicht?“

„Sie haben gewiß recht“, sagte Cyrill zögernd.

„Sagen Sie ihn also ruhig in Ihrem früheren Hotel an, geben Sie ihm irgend einen plausiblen Grund an, warum Sie von dort weggegangen sind und lassen Sie ihn irgendwo stehen, daß Sie mit uns in Geschäftsverbindung stehen.“

„Sie haben gerade eben wegen seiner Kleidung als Armenier?“

„Sie können überzeugt sein, Herr Bogisch, daß ich das zu treffen wissen werde.“

„Es sollte mich wundern, wenn der Herr Polubow uns nicht sofort ins Garn laßt.“

„Wir werden dem Mann sein lauberes Handwerk legen!“

„Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet“, erwiderte Cyrill, „mir fehlt eben die Erfahrung auf diesem so heißen Gebiete. Man ist ja nur Soldat!“

„Und Ingenieur!“, ergänzte Bogisch lachend.

„Jetzt fehlt mir noch das höchste Diplom mit der ich Ihnen gerne beistehen werde.“

(Fortsetzung folgt.)

Achten Sie immer auf die Inschrift „Quam“! — Ueberall erhältlich. Auergesellschaft, Berlin O. 17

